

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

158 (11.7.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Als Schauspieler im Kino

Von Adrien Bais

Wenn die Schauspieler, die sich in einem Teil ihrer Mühen damit beschäftigen, auch in Kinostudien mitzuwirken, die die Kunst der Schauspielerei zu veranschaulichen, ist das ein Vorzug, den sie nicht ohne Grund zu schätzen wissen. Sie würden sich zum ersten Male selbst spielen sehen und ihr Spiel der eigenen Kritik unterwerfen. Sie könnten ihre Haltung studieren, ihre Gesten den Ausdruck ihrer Mienen. Und ich bin überzeugt, daß diese Konfrontation mit der eigenen Person ihnen wichtige Fingerzeige geben würde, die Unvollkommenheiten zu reformieren, von denen sie sich bisher keine Rechenschaft abgaben.

Als der große Schauspieler Bercclos diesen Freizeitarbeitsvertrag des berühmten Theaterkritikers Lesias las, war er frapportiert von der Richtigkeit seiner Beobachtungen. Sicherlich boten diese Worte gewissenhaften Künstlern eine ausgezeichnete Lektion. Nun! Bercclos war die Gewissenhaftigkeit selbst. Er durchdrachte und setzte seine Rollen mit unendlicher Sorgfalt in allen ihren Details zusammen. Diese Gewissenhaftigkeit hatte ihn jenseitig getrieben, das Kino nur als ein inferiores Ausdrucksmittel, als einen ziemlich flüchtigen Ersatz der wahren dramatischen Kunst zu betrachten. Er selbst arbeitete beim Film, um gute Einnahmen zu erzielen; sobald er aber seine Pflichten auf diesem Gebiet erfüllt hatte, kümmerte er sich nicht mehr darum. Nie war ihm der Gedanke gekommen, jene Filme, deren Hauptdarsteller er war, auf der Leinwand anzusehen.

Und nun eröffneten ihm die Bemerkungen Lesias neue Horizonte. Ja, er besaß ein sehr sicheres Mittel, sich in der Ausübung seines Berufs zu kontrollieren, und er hatte die Absicht, es anzuwenden. Gerade in diesen Tagen führte man in einem Vorstadtkino „Herzensflut“, seine letzte Schöpfung, vor. Er begab sich noch am selben Abend dorthin und löste sich eine Eintrittskarte. Er sah die Handlung begann, zeigte der Film die Portraits seiner bedeutendsten Darsteller; Bercclos war enttäuscht, als er das folgende sah. In der Pose affektierter Einfachheit, zu der ihn der Regisseur veranlaßt hatte, fand er sich höchst präsentisch. „Ich hätte nicht geglaubt, ein so minderwertiger Schauspieler zu sein“, dachte er. Er fragte sich auch, wie man ihn überhaupt für einen solchen Würdigen halten konnte. Der Bercclos, den er vor Augen hatte, erschien ihm mit seiner durchaus nichtsagenden Physiognomie eher häßlich. Aber beim Schluß des Stückes war es noch schlimmer. Bercclos entdeckte, daß er einen schlechten Gang hatte, daß es seinen Gesten an Natürlichkeit und Präzision mangelte, daß seine Mimik konventionell war, seinen Augen der echte Ausdruck fehlte, daß er sich schmerzlos anson und überdies seine Kleidung nicht zur Geltung zu bringen verstand. Was kam es, daß ihn niemand auf all diese Fehler aufmerksam gemacht hatte? Er hätte sich gewiß die größte Mühe gegeben, sich ihrer zu entledigen, wenn auch allerdings viel Zeit und ein unerträgliches Fleiß dazu nötig gewesen wäre. In jedem Falle gab ihm diese erste Prüfung eine vortreffliche Lehre in Bezug auf Bescheidenheit.

Aber Bercclos sollte bald ein Gefühl noch lebhafteren Vergers empfinden. Der zweite Teil seiner Reden wurde von einer Frau eingenommen, die ihm in der Dunkelheit jung und sehr anmutig erschien, und deren Enthusiasmus derart war, daß er ihn unbedingt bemerken mußte. Bald beugte sie sich mit einer Art Gier vor, dann wieder lehnte sie sich in köstlicher Pose zurück und ihrem ganzen Sein in die Tiefe ihres Sessels zurück, daß ihm die Worte der Bewunderung einschlugen und vergab sich mehrmals so weit, daß sie inmitten der schweigenden Zuschauer laut in die Hände schlug. Bercclos konnte den Wert des Filmes und schätzte ihn richtig ein; er fand ihn mehr als mittelmäßig. Als er in einem Moment wieder durch eine Manifestation seiner Nachbarin an die Grenze der Geduld gebracht wurde, neigte er sich ihr zu und fragte sie mit leiser Stimme:

„Interessiert Sie diese Geschichte denn wirklich so stark?“

Die junge Frau antwortete ihm ebenso gedämpft:

„Oh! Sie ist ein bißchen dumm... aber ER ist herrlich!...“

„Wer? ... Er? ...“

„Bercclos! ... Wie schid er ist! ...“
„Finden Sie? ...“
„Es gibt keinen andern Mann, der mich innerlich derart aufwühlt ... Ah! das nennt man Spiel! ... Und er ist so schön!“
„Sie scheinen sehr nachsichtig ... Ich meinerseits finde diesen Schauspieler durchaus gewöhnlich ...“
„Sie sind eifersüchtig, weil er den Frauen gefällt ...“
„Aber nicht doch! Ich verführe ihnen ... Ich verführe ihnen ... Aufrecht gesagt, gibt es gegen die Art, wie er die Rolle aufspielt, viel einzuwenden.“

„Umso schlimmer für Sie, mein Herr ... Das spricht nicht zu Ihren Gunsten. Ich bin einfach dimmer ... Jedes Mal, wenn man einen Film zeigt, in dem er auftritt, sehe ich ihn mit an ... Und wissen Sie, diesen hier bewundere ich sogar schon wiederholt.“
„Bercclos hat Glück.“
„Er muß ein sehr charmanter Mann sein ...“
„Ach, wissen Sie, die Schauspieler ...“
„Sie mögen recht haben ... Oh! aber nicht alle ... Und er ist sicherlich nicht wie die andern! ... Und ich habe mir schon oft gewünscht, ihn persönlich kennen zu lernen ...“

Bercclos fühlte sich von dieser Erklärung, die seinem Bilde gegeben wurde, unwillkürlich erregt. Mit leicht zitternder Stimme sagte er zu seiner Nachbarin:
„Ist in der Tat Ihr Wunsch nach der persönlichen Bekanntschaft mit Bercclos so groß?“
„Oh! Sie wissen, man macht sich so keine Ideen ... Aber, wenn ich aufrecht sein soll, ja!“
„Nun denn: ich bin Bercclos!“
„Sie?“
„Ja!“

„Sie machen sich über mich lustig! ...“
„Durchaus nicht ... Und Sie werden sich sonstig davon überzeugen ...“
„Während er noch sprach, flammte das Licht auf, um den Herren Operatoren und Musikern eine kleine Ruhepause zu veranlassen. Bercclos blickte seine Nachbarin an und fand sie unendlich hübsch und verführerisch. Was sie anbetraut, drückte sie ihm mit durchdringender Aufmerksamkeit.
„Allo ...“ sagte er lächelnd zu ihr, „nun kennen Sie Bercclos!“
„Ja, ja tatsächlich ...“ machte sie.
„Und wie denken Sie jetzt über ihn?“
„Sie zürnen mir nicht, wenn ich offen bin? ... Ich sage nämlich immer, was ich denke ... Nun gut! Im großen und ganzen finde ich Sie nicht übel ... Aber trotzdem ... im Vergleich mit jenem auf der Leinwand ... ist der Unterschied doch ziemlich groß ... Das Bild trahit ein gewisses Etwas aus ...“

Wieder verließte das Licht, Bercclos benutzte die Dunkelheit, sich diskret zurückzuziehen, indem er sich sagte, daß Lesias recht hatte, und daß es in der Tat trotz verschiedener Ansichten nichts Besseres gibt als das Kino, um sich selbst gut kennen zu lernen.
(Berechtigte Uebersetzung von Margarete Michalowski.)

Zeitenwende im Roman

In der Literatur der Gegenwart nehmen Zeitroman und Zeitstück eine besonders bevorzugte Stellung ein. Diese Erscheinung ist nicht einfach als eine Mode zu werten, sondern sie ist heute wie auch in früheren Zeitaltern das naturnotwendige Begleitmotiv einer sich abwandeln großen gesellschaftlichen Umwälzung, eines allgemeinen menschheitlichen Erlebens. Das ist der Sinn der zahlreichen Kriegseromane, die in den letzten Jahren in allen Ländern aufgetaucht sind. Nur wenige dieser Bücher werden — weil sie, wie etwa Remarque's „Im Westen nichts Neues“, zeitliche mit ewiger Aktualität verbinden — noch in Jahrzehnten literarische Geltung behalten. Aber auch unsere größten Erzähler wenden sich mehr und

mehr dem Zeitroman im weitesten und tiefsten Sinne zu. Zu dieser Gattung gehören etwa Döhlens „Berlin, Alexanderplatz“ und „Der Fall Maurizius“ von Jakob Wassermann. Und dieser „Fall Maurizius“ hat neuerdings im „Ebel Anderaast“ eine Fortsetzung von dokumentarischer Bedeutung bekommen.

Wassermanns neuestes Werk ist mehr und — je nachdem — auch weniger als ein Roman. Es ist mehr als eine bloße erzählende Dichtung, denn es wendet sich nicht allein an unsere Phantasie, sondern zwingt uns unmittelbar zur Durchdringung und kritischen Beurteilung der aufgeworfenen Probleme. Es ist eben deshalb auch — streng ästhetisch-stilistisch betrachtet — weniger als ein Roman; denn es gibt oft eher eine Kommentierung als eine objektive künstlerische Gestaltung der Vorgänge. Aber die war hier auch offenbar gar nicht die Absicht des Dichters. Es ist keineswegs etwa ein effektvoller Kunstgriff, sondern ein Zeichen der echten Ehrlichkeit des Verfassers vor seinem Stoffe, wenn er uns am Beispiel eines charakteristischen Schicksals die gegenwärtige Zeitenwende zu demonstrieren sucht.

Die außerordentliche geistige Universalität, mit der Wassermann an einem höchst individuellen Einzelschicksal mit größter sprachlicher Klarheit und Unmittelbarkeit die Zeitenwende, in der wir heute stehen, veranschaulicht, macht den „Ebel Anderaast“ zur wahrsten und aktuellsten bisher vorliegenden Auseinandersetzung mit dem vielfach rätselhaft erscheinenden Antlitz unserer Zeit. Mehr als irgendwem früher steht das Problem der jungen Generation im Mittelpunkt unserer gesellschaftlichen Reformen. In der gegenwärtigen Jugend wird die Psychologie der traditionellen „Neuen Sachlichkeit“ erkennbar, die doch auch nur einen Verlebensausweg aus dem hoffnungslos erscheinenden geistigen Wirrwarr unserer Zeit bedeutet. Das Jugendbewußtsein, der Zusammenstoß in politischen Eklagen und Bewegungen, die Gewalttätigkeit der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, die Feindschaft der jungen gegen die ältere Generation, die Sehnsucht nach neuen Lebensformen in Gemeinschaftsbeziehungen, politisches und geistiges Abenteuer- und Hochstaplerum — das alles ist in der zwischen 1914 und 1928 liegenden Zeitenwende begründet. Der tragische Irrtum dieser Jugend ist es, daß sie alle vorhergegangene Entwicklung nicht anerkennen will und jeden Zusammenhang mit der Vergangenheit zurückweist. Aber es gibt gewisse ewige Gesetze, die härter sind als jedes Andersseinwollen. Am deutlichsten kommt das in den Beziehungen der Geschlechter zueinander zur Geltung. Ewels Verhältnis zur Mutter, zur Geliebten, zur Dirne, zu heranwachsenden jungen Mädchen wird von ewigen natürlichen Trieben der menschlichen Seele bestimmt. Alle abstrakten Begriffe, mit denen die Welt umgestürzt werden soll — wie etwa Ewels Gerechtigkeitsfanatismus — erweisen sich als relativ gegenüber den konkreten Erscheinungen und Forderungen des Lebens. Ewels Vertrauensbruch gegenüber dem von ihm so hoch verehrten Doktor Kerkhooven, den er schmählich mit dessen Gattin hintergeht, wird dem landläufigen Moralempfinden als Schuftigkeit erscheinen, während er doch ganz einfach einer zwingenden natürlichen Naturgesetzmäßigkeit entspringt.

Jeder Zeitabschnitt, er sei noch so neuartig und revolutionär, ist ein urfänglich befristeter Ueberhang vom vorhergegangenen zum kommenden Zeitalter. Ewig ist die Entwicklung in der Welt. Diese uralt Erkenntnis erahnt sich auch bei der Betrachtung der gesellschaftlichen Gärung, die wir heute erleben. Mit Recht legt Wassermann sie deshalb an den Schluß seines Romans, in dem er die menschheitliche Allgemeingültigkeit der geistigen und sozialen Strömungen unserer Zeit mit der proletarischen Zuverlässigkeit des Dichters deutet, der schon seit dem Altertum als „Seher“ anerkannt wird.
Dr. Wilhelm Volze.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Die deutsche Verlagsbuchhandlung, die in letzter Zeit eine Reihe Schriften herausgebracht, welche abweichend vom offiziellen Parteilektüre eine lebendige Betrachtungsweise der politischen Situation beinhalten, hat zwei weitere Broschüren herausgegeben: In einer Schrift „Partei-Disziplin und sozialistische Ueberzeugung“ fordert Anna Ziemien härtere Demotransformation der Parteiministrieren, während in einer anderen Broschüre „Die Industrialisierung der Sowjetunion“ Alexander Graf Berchmans für die Sozialisierungsprobleme Sowjetlands forder, auch wenn man den Weg und die verhängnisvollen Methoden der Bolschewisten für falsch hält.

ALOIS NOLD
DIE HOLLE
VON CAYENNE
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegionärs
Verlag: Verlagsdruckerei Volksfreund GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Mord
Wieder bin ich um eine Erfahrung reicher. Man wird öfters abgestumpft gegenüber den Schicksalen dieser Canallen. Jeden Tag erlebte ich ein Stück mehr Ungerechtigkeiten. Manchmal begehen die Aufseher einen regelrechten Mord. Ein Italiener, der im höchsten Grade Malaria hatte, meldete sich krank. Der Oberaufseher nahm keine Notiz davon. Es kam zu einer Auseinandersetzung. Kurzerhand wurde der neugewonnene Italiener von einigen Aufsehern über den Haufen geschossen. Es gilt hier nur ein Grundgesetz: Geht er tot, der junge Italiener, Leo mit Namen, war durchschert wie ein Sieb. Er hatte nicht weniger als 37 Schüsse von den vertierten Aufsehern erhalten. Schrecklich ist eine solche Tat, grausamhaft das Zuehen und der Eindruck. Niemand von den Angehörigen ahnt etwas von den Verhältnissen, daß ein junges Leben in die Hände solcher Banditen, in die Krallen dieser Bestien von Cavenne gefallen und schließlich vernichtet worden ist. Wer und woher sind denn diese gefühloosen Menschenquäler? Sie kommen alle stammen von der Mittelmeerinsel Korsika. Sie kommen als Militäranwärter gewöhnlich freiwillig nach Cavenne und entwickeln sich hier zu den weltberühmten Folterknechten der Strafkolonie.

Neuer Fluchtplan
Ich halte mit meinen deutschen Kameraden ständige Verbindungen aufrecht; ermahne sie, sich ja auf zu führen, damit wir möglichst wenig beachtet werden. Die Freunde gehorchen und folgen mir. Sie wissen auch alle von meinem neuen Plan: der Flucht durch den Urwald.
Alle Möglichkeiten solch einer Flucht habe ich studiert und ausgerechnet. Ich habe genau festgesetzt, daß die Strecke von der Grenze unserer Kolonie bis zur holländischen Kolonie Guayana etwa 400 Kilometer beträgt. Unter Weg müßte durch wüste unbewohnte und unerschlossenes Urwaldgebiet führen. Ich berechnete zur Zurücklegung dieser Strecke 35 bis 40 Tage Marschzeit, im Tage etwa 12,5 Kilometer. Das Tagespensum dürfte ich nicht zu hoch ansetzen, da außerordentlich viele Hindernisse zu bewältigen

sein werden. Fast ein ganzes Jahr ging mit diesen Ermüdigungen und Ueberlegungen hin. Erst wenn alles bis ins Kleinste vorbereitet war, sollte zur Flucht geschritten werden.

Im Urwald

Der 12. Oktober 1927 war der Tag, an dem das Unternehmen begonnen werden sollte. Wie üblich gingen wir wieder zur Arbeitsstelle in den nassen Urwald. Gegen 11 Uhr vormittags erschien der Aufseher bei uns, um Kontrolle zu halten. Er findet alles in bester Ordnung und verabschiedet wieder. Gleich darauf verlassen wir die Arbeitsstelle, um unseren vereinbarten Sammelplatz aufzufinden. Einer nach dem anderen findet sich ein. Nach wenigen Minuten zählt unter Häuflein wieder neun Mann wie damals am Aufbruch bei der ersten Flucht. Drei flischen Kescheln und drei flischen Streichhölzern hatte ich schon lange vorher in Sicherheit gebracht. Schnell verteilte ich die Sachen an sechs Mann und ordnete, stets in Kotten beieinander zu bleiben, um bei einer eventuellen Verfolgung nie allein zu sein. Alle tennnen meine Anweisungen und jeder weiß, um was es jetzt geht.

Das Faszinimeter, das jeder mit einer Schnur an das Handgelenk festgebunden hat, tritt gleich darauf in Tätigkeit. Immer tiefer geht es ins Dickicht, und immer schwerer wird das Vorwärtkommen. Den Eingang unseres Weges haben wir sofort wieder mit Sträuchern und den halbarmigen Stacheldornen verdeckt, damit unsere Spur nicht gefunden werden kann. Ungeheure Schlammflüssen, dicke Gesträucher, unentwirrbare Verwachsungen versperren uns immer wieder den Weg. Aber es geht in die Freiheit! Das gibt Energie und Mut! Dieses Mal muß es gelingen! Der Gedanke an die Heimat überwindet alle Hindernisse.

Schon fängt es langsam an dunkel zu werden. Es muß 5 Uhr abends sein. Wir beschließen das erste Nachlager. Drei Mann stellte ich als Wache aus. Sie haben die Aufgabe, alles Verdächtige sofort zu melden. Ich schlafte nicht. Ich liege auf verdorrtem Binsengras neben einem uralten Baumstamm und lausche. Die erste Nacht ist die schlimmste. Wir sind noch so nahe an unserem einstigen Lager und können deshalb kein Nachfeuer anzünden. Keiner von uns fand eigentlich rechten Schlaf. Die Kerren waren noch zu unruhig.

Im Dschungel

Mit Freunden begrüßen wir den Morgen. Schnell brechen wir auf. Je weiter wir im Walde vordringen, desto schlimmer wird das Dickicht. Seine Beseitigung erfordert mühselige Arbeit. Wie wilde Tiere brechen wir durch. Mit Tobesverachtung haben wir unsere Wege. Der Gammeln wird immer trockener, unsere Kräfte nehmen langsam ab. Wir sollten Essen zu uns nehmen. Aber gerade jetzt finden wir nicht eine einzige Banane, Kofossut oder

Chumaruba, ein palmenartiges genießbares Gewächs. Stunden vergehen. Wir schlendern weiter. Endlich entdecken wir einen Futterplatz, wo es wilde Bananen in Fülle gab. Mit Heißhunger fallen wir über die hunger- und durststillernden Früchte her. Großartig schmecken sie, sie erfrischen und sättigen uns ausgezeichnet. Wieder haben wir ein großes Stück Weg zurückgelegt. Die fürchterliche Dschungelnacht bricht herein. Noch können wir kein Lagerfeuer anzünden. Wir sind immer noch zu sehr in der Nähe unserer etwaigen Verfolger. Auch den folgenden Tag und Nacht mußten wir uns schwer abhasten, quälen und schinden, mußten außerdem noch ohne Feuer lagern. Drei Tage verbringen wir nun schon in den einsamen Urwäldern, in der Heimat der Affen, Schlangen, Ameisenbären und der wilden Tiere. Am vierten Tage fühlen wir uns endlich sicher und bereiten uns deshalb vor dem Dunkelwerden aus getrocknetem Holz und Palmblättern Schlafstellen, schlagen mit unsern Faszinimetermessen dürres Holz, besetzen den Boden mit Binsengras und stecken den Gras- und Holzhaufen in Brand. Mächtig schlagen die Flammen am Himmel, eine stinkende gelbe Rauchfahne steigt über die Kronen der Urwaldsbäume. Später legen wir rechts von unserm Nachlager nochmals ein Feuer an. Wir können nun ohne Furcht ausruhen und auch schlafen. Ein Mann als Posten, der alle Stunde abgelöst wird, genügt. Selbst die Affen und Ameisenbären flüchten vor unserm Lagerfeuer. Bei Tage blieben diese zum Teil recht zierlichen Tiere bei unserm Durchbrechen ohne Scheu auf ganz nahe Entfernungen sitzen und blickten uns mit begreiflichem Staunen.

So vergeht Tag und Nacht, Nacht und Tag nach dem andern. Der Marsch durch das Dickicht, die mühsame Arbeit, durch das Gefräß hindurchzukommen, haben unsere Anstiege sehr mitgenommen. Sie hängen wie Feten an uns. So mögen auch die wilden Urwaldbewohner aussehen.

Am Maroni

Am 21. Tage unserer Urwaldreise bemerken wir plötzlich, daß der Wald lichter wird. Wir erkennen, daß wir uns einem Flusse näherten, und bald fanden wir auch an seinem Ufer. Es war der Grenzfluß Maroni. Eine kleine Botschaft gewährte uns gute Uebereinstimmung. Wir mögen etwa 100 bis 200 Kilometer oberhalb der Mündung des Flusses sein. Den Fluß müssen wir übersehen, um weiter zu können. Schlimm ist ja die Sache nicht, trotzdem der Fluß an dieser Stelle auf 2000 Meter breit ist. Wir haben jetzt etwa die Hälfte unserer Gesamtweges zurückgelegt. Wir dürfen uns rühmen, die ersten Bewohner des Urwaldes gewesen zu sein und haben einen neuen Weg von der Verbannung in die Freiheit entdeckt.
(Fortsetzung folgt.)